
Vermögensungleichheit und Überreichtum

Rezension von: Martin Schürz, *Überreichtum*, Campus, Frankfurt/Main 2019, 226 Seiten, broschiert, € 24,95; ISBN 978-3-593-51145-0.

Wenn man *den* Experten für privates Vermögen und Reichtum in Österreich sucht, dann ist man bei Martin Schürz an der richtigen Adresse. Der OeNB-Mitarbeiter ist schon seit vielen Jahren in der empirischen Ungleichheitsforschung tätig und hat u. a. den österreichischen Teil des „Household Finance and Consumption Survey“ (HFCS) mit aufgebaut. Nach vielen Jahren der immer wieder auch recht mühseligen, kleinteiligen Datenarbeit hat sich der Ungleichheitsforscher in den Jahren 2017 und 2018 als Albert Hirschman Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) etwas aus seiner täglichen Arbeit zurückgezogen und ein umfassendes Werk über Vermögensungleichheit und Reichtum geschrieben. Auf knapp 220 Seiten enthält „Überreichtum“ sowohl für am Thema Interessierte wie ExpertInnen reichlich relevante, aktuelle und brisante Informationen.

Schon beim ersten Durchblättern fällt die inhaltliche und disziplinäre Breite auf, mit der Schürz sich dem Thema der Vermögensungleichheit und des (Über-)Reichtums widmet. Das Buch – in dem von A wie Aristoteles bis Z wie Zola zahlreiche große DenkerInnen herangezogen werden und das er selbst als „Buch eines Lesenden“ bezeichnet hat – besticht eben durch diesen breiten Zugang zu gesellschaftspolitischen Fragestellungen. Schürz'

nicht ausschließlich ökonomische, sondern vor allem philosophische und sozialwissenschaftliche Betrachtungen mögen für den einen oder anderen etwas verstörend sein: Bei einer Buchvorstellung in der AK Wien gab es etwa den empörten Einwand eines Teilnehmers, er habe gedacht, er sei hier bei einem „ökonomischen“ Vortrag. Sie sind aber genau die Stärke des Buches und prägen das Werk des Ungleichheitsforschers generell. Wer die Genese von (Über-)Reichtum sowie seine gesellschaftlichen Funktionen und Implikationen wirklich begreifen will, der kann eben nicht in einer wissenschaftlichen Disziplin (so eine solche Trennung in Disziplinen überhaupt sinnvoll ist) hängen bleiben, sondern muss sich dem Phänomen von ganz unterschiedlichen Seiten nähern.

Martin Schürz wählt im ersten Satz seines Buches daher gleich auch einen philosophischen Zugang, in dem er von Platon den Begriff des „Überreichtums“ heranzieht. „Überreich“ seien jene Personen, die reich, aber nicht tugendhaft seien, so der antike Philosoph. Und genau um diese Personen bzw. dieses Phänomen geht es Schürz in seinem Buch. Er fragt sich – wie wahrscheinlich viele von uns –, was deren gesellschaftlich herausragende Position absichert und warum das scheinbar so ungerechte Auseinanderdriften zwischen Arm und Reich politisch wie gesellschaftlich kaum auf Widerstand stößt.

Bereits in der Einleitung gibt er eine erste Antwort auf diese Frage, die er dann in den weiteren Kapiteln näher ausführt. Kurz zusammengefasst vertritt Schürz die These, dass nicht allein „die Politik“, welche keine Maßnahmen gegen die immense private Vermögenskonzentration ergreift, schuld an

dieser Entwicklung ist. Dahinter steht seiner Ansicht nach eine hegemoniale Gefühlswelt, welche die positiven Gefühle gegenüber den Reichen betont (mit Hilfe der Gefühle der Tugendhaftigkeit, des Großmuts und des Mitgefühls) und diejenigen, die wenig(er) haben, untereinander spaltet (mit Hilfe der Gefühle des Neides, der Gier und des Zorns). Dies bringt Schürz zu dem auf den ersten Blick ernüchternden Befund, dass hegemoniale Gefühlszuschreibungen derzeit die Akzeptanz der Ungleichheit erhöhen und eine rein rational begründete Politisierung dieser gesellschaftlichen Entwicklungen durch progressive Kräfte daher nicht ausreichend sein kann.

„Überreichtum“ umfasst neben der Einleitung fünf Kapitel, in denen Schürz seine Argumente Schritt für Schritt darlegt. In Kapitel 1 werden die wichtigsten Informationen zu den Daten und Fakten der Vermögensverteilung und insbesondere zu den Problemen bei deren Erhebung zusammengefasst. Hier kann Schürz aus den umfassenden Erfahrungen der eigenen empirischen Arbeit schöpfen. Er zeigt, wie schwierig nicht nur die Definition von Reichtum, sondern in weiterer Folge auch seine konkrete Operationalisierung ist. Schon der Versuch der Vermessung von Reichtum ist nämlich hochpolitisch: Ab wann gilt jemand als (zu) reich? Und wer bestimmt das? Einzelne ForscherInnen oder die gesamte Gesellschaft? Darüber hinaus gäbe es zahlreiche politische Barrieren bei der Erfassung privater Vermögen (Stichworte: Bankgeheimnis, Steuerroasen etc.).

Aber selbst wenn alle Daten vorhanden wären, reiche die nüchterne Darstellung der Zahlen für eine progressive Debatte oft nicht aus. Schürz nennt

hierfür zwei Gründe: Die schieren Zahlen sind für „normale“ Menschen unvorstellbar und lösen sogar einen gegenteiligen Effekt aus, da sie Gefühle der Sehnsucht („Reich sein: Das will ich auch!“) verstärken. Wenn also die nüchterne Darstellung von Verteilungszahlen zwar immens wichtig ist, aber nur wenig am Ungleichheitsregime ändert, wo sind dann Ansatzpunkte für eine Veränderung? Bei Fragen der Gerechtigkeit vielleicht? Auf den ersten Blick, ja, wie Schürz in Kapitel 2 seines Buches zeigt. Allerdings sind die beiden Gerechtigkeitsprinzipien der Leistung und der Gleichheit auf überreiche Personen nur bedingt anwendbar. Individueller Reichtum wird zwar meist mit Verweis auf die eigene Leistung begründet, ein Blick auf die soziale Herkunft von Reichen zeigt jedoch recht deutlich, dass der Leistungsmythos so nicht aufrechterhalten werden kann. Individueller Reichtum hat oft nichts mit Leistung zu tun, sondern wird in erster Linie vererbt. Durch die hohe Konzentration von Reichtum verfestigen sich dann die Ungleichheitsstrukturen von Generation zu Generation.

Das heißt, Debatten um Fragen der Gerechtigkeit zwingen Überreiche zumindest zur Rechtfertigung:¹ Woher kommt das eigene Vermögen? Hat man es sich „ehrlich verdient“? Und was heißt „ehrlich verdient“ eigentlich? Ist die eigene Arbeit tausendmal so viel wert wie die Arbeit eines Mitarbeiters/einer Mitarbeiterin? Allerdings weist Schürz auch in diesem Kapitel auf die Grenzen von Gerechtigkeitsdebatten hin. „Gerechtigkeit ist nur ein Wert neben vielen anderen. Und in ihrem Handeln folgen die wenigsten Menschen philosophischen Gerechtigkeitskonzepten“ (S. 80), sondern vertrauen eben eher auf ihre Gefühle.

Hiermit kommt Schürz zum Kernargument seines Buches, welches in den folgenden Kapiteln dann näher ausgeführt wird. Die Gefühle rund um das Thema Verteilungsgerechtigkeit werden von Erzählungen zum gesellschaftlichen Verdienst von Reichen genährt und wirken daher oft herrschaftsstabilisierend bzw. ungleichheitslegitimierend. Reichen werden „gefühlsmäßig“ oft Tugenden wie Großzügigkeit oder Mitgefühl zugeschrieben. Sie werden in weiterer Folge als positive Kontrapunkte zum Staat inszeniert (bzw. inszenieren sich selber dazu), da sie mit ihren Handlungen „tatsächlich etwas Gutes“ tun würden. Dass diese Form der Philanthropie (z. B. in Form von großen Spenden) im Gegensatz zu einem Rechtsanspruch im Rahmen eines Sozialstaates undemokratisch ist, darauf weist Schürz in „Überreichtum“ nicht nur einmal hin. Dennoch: Die Mär vom „guten Reichen“ sei gesellschaftlich wirkungsmächtig. Daran würden auch einige wenige schwarze Schafe nichts ändern, die ihren Reichtum scheinbar schamlos zur Schau stellen.

In den folgenden Kapiteln skizziert der Ungleichheitsforscher, wie die Politik dazu beiträgt, dass diese Situation auch so bleibt, wie sie ist: Dem angeblich bleiernen, altbackenen Wohlfahrtsstaat wird die Eigentümergeellschaft gegenübergestellt, in der jede und jeder mittels eigener Leistung im Leben „etwas erreichen“ bzw. „etwas aufbauen“ kann. Es wird eine Politik für die Überreichen (Stichwort: kaum Reichensteuern) bzw. die Mitte (Stichwort: Versprechen des sozialen Aufstiegs über Bildung) gemacht, und die Ärmsten sollen für Almosen auch noch dankbar sein. Die materiellen Interessen der Überreichen sind somit in keiner Weise politisch gefährdet.

Das Abschlusskapitel widmet sich nochmals der Rolle von widerstreitenden Gefühlen zu Überreichtum und legt dar, wie schwierig es sowohl für die Mitte der Gesellschaft ist, offen ihre negativen Gefühle gegenüber den Reichen zu zeigen (Hass und Neid „gehören“ sich nicht), als auch für die Armen, die kein angemessenes Verständnis von der sozialen Wirklichkeit bekommen, solange die Reichen keinen Einblick in ihre Vermögensverhältnisse gewähren.

Schürz schließt sein Buch daher auch nicht, wie man bei einem Ungleichheitsbuch vielleicht vermuten würde, mit weitreichenden Informationen zu Lösungsvorschlägen zur Eindämmung von großer Ungleichheit bzw. von Überreichtum. Er zitiert zwar Arbeiten zur gerechteren Besteuerung bzw. eines möglichen Maximalwertes für private Vermögen und weist auf die Notwendigkeit der empirischen Vermögensforschung hin, bleibt aber auch am Ende des Buches bei seiner These zur Bedeutung von Gefühlen: „Viele Überlegungen in diesem Buch fielen gesellschaftskritisch aus, ohne Alternativen aufzuzeigen“ (S.198).

Der Ungleichheitsforscher überlässt uns damit selbst die Beantwortung der großen Frage der Veränderbarkeit. Ideen gäbe es zuhauf. Es sei unser aller gemeinsame Aufgabe, für ihre Umsetzung zu kämpfen. Vielleicht helfen uns dabei aber auch Gefühle, wie etwa „Hoffnung und Fantasie ... und Mut“ (S.199).

Julia Hofmann

Anmerkung

- ¹ Zu den Legitimierungsstrategien von Vermögenden siehe den Artikel von Hannah Quinz in diesem Heft.